

Nun sieh, lieber Leser, der Rebstock ist Jesus Christus, die lebendigen Reben aber sind die Apostel und alle ihre Nachfolger, die rechtmäßig durch die Weihe und Sendung aus ihnen hervordachsen; so lange sie sich nicht abreißen oder abgeschnitten werden, haben sie Leben und sind fruchtbar; werden sie aber abgerissen oder abgeschnitten, so ist die Verbindung unterbrochen, — die Rebe ist also auch nicht mehr lebendig; der abgetrennte Zweig verdorrt samt allem, was daran hängt. So hat es auch Christus, unser Herr, zu den Aposteln selber gesagt: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben; wer in Mir bleibt und Ich in ihm, der bringt viele Frucht; wenn aber Jemand in Mir nicht bleibt, der wird wie eine (abgerissene) Rebe hinausgeworfen und verdorrt; man wirft sie ins Feuer, und sie brennt“ (Joh. 15, 5f.).

Nehmen wir ein anderes Gleichnis, z. B. die städtische Wasserleitung, die den Einwohnern der ganzen Stadt das Trinkwasser zuführt. Mag der Bau der Leitung im besten Zustande erhalten bleiben und das Wasser noch so reichlich fließen, — sobald die Leitung zwischen dem Pumpwerk und der Stadt auch nur an einer Stelle unterbrochen wird, so fließt das Wasser bloß mehr bis zu jener Stelle hin, aber nicht weiter; und soll es neuerdings weiter bis in die Stadt und in die Häuser der Bürger fließen, so muß vorerst der Bruch geheilt und die lebendige Verbindung wiederhergestellt werden. Und das gilt bis ins Kleinste; denn wenn auch die Leitung bis in die Stadt in tadellosem Zustande ist, so wird dein Haus, lieber Leser, keinen Tropfen Wasser erhalten, wenn die Hausleitung mit dem Hauptrohr nicht mehr in rechter Verbindung steht.

So hört zuweilen auch in einem ganzen Stadtteile das Wasser zu fließen auf, weil die Verbindung des zugehörigen Straßenrohres mit der Hauptleitung unterbrochen ist, — und dies ist ein Bild jener morgenländischen Kirchen, deren Bischöfe viele Jahrhunderte lang mit den Nachfolgern des hl. Petrus in lebendiger Verbindung standen und mit Jesus Selbst, die aber vor mehr als achthundert Jahren von dieser Verbindung sich losrissen und nun den Zufluß der „Wasser des Heils“ nicht mehr haben. Ein rebellischer Bischof wollte nicht mehr, wie seine Amtsvorgänger, unter der obersten Leitung des Papstes stehen; er wollte davon unabhängig sein, und so begann mit ihm eine ganz neue Reihe von Bischöfen, ohne Verbindung mit dem von Christus gesetzten Oberhaupte der Kirche. Sie haben die „Wasserleitung“ noch, aber sie ist vertrocknet, weil sie unterbrochen wurde; das göttliche, aus Christus fließende Leben, das heilige Gnadenwasser, kann nicht anders wieder dahingeleitet werden, als wenn der Bruch wieder geheilt, wenn die Verbindung mit dem Nachfolger Petri wiederhergestellt wird, — was denn auch viele Gemeinden der Morgenländischen Kirche im Laufe der Jahrhunderte, und bis in unsere Tage hinein, erkannt und ausgeführt haben, so daß sie wieder der heiligen apostolischen Kirche angehören.

Du weißt nun wohl, lieber Leser, was ich mit dem Hause bezeichnen wollte, in welches kein Wasser mehr fließt, weil nur die Hausleitung unterbrochen ist: es sollte auf den einzelnen Christen hindeuten, der, mitten in einer Gemeinde lebend, deren Glieder trennend zu den Nachfolgern der Apostel stehen, sich losreißt von deren Gemeinschaft, — da hört auch für ihn das göttliche Gnadenwasser auf zu fließen. Solchen Christen gelingt es ja wohl im Trübel des täglichen Lebens, die Stimme des Gewissens zu ersticken; aber wie tödlich es sein, wenn das Ende kommt, und der König des heutigen Evangeliums „rechnen“ will?

S.

Der Oktober im Volksmunde.

Von Elmar Kernau.

Graue Wolken jagen am Himmel, welche rote Blätter rascheln am Boden, die letzten Zugvögel flattern dem warmen Süden zu, Herbst ist im Land . . . das ist der Oktober. Die Erde hat sich ihres ganzen Fruchtereichtums entledigt. Ein letzter Hauch sommerlicher Schwüle liegt über die Erde gebreitet, die sich nun langsam zum Winterschlaf rüstet, um im Lenzen gekräftigt und neu erstarbt zu erwachen. Die Fülle der Bauernsprüche und Wetterregeln die der Volksmund seinem Oktobermonat zuschreibt, sind bei der Mannigfaltigkeit seiner Eigenschaften deshalb auch recht zahlreiche. Eine sorgfältige Auswahl solcher Sprüche möge hier ein bescheidenes Plätzchen finden.

Im Oktober naß und kühl,

Winter werden will.

Doch nicht nur auf die Jahreszeit des Winters im Allgemeinen, sondern sogar auf die einzelnen Monate stellt der Oktober-Wetterpruch Prognose:

Ist es im Oktober naß,

Winter's im Dezember naß.

Selbst über das neue Jahr hinaus geht manchmal sein Prophetentum. Auch hierfür ein Belag:

Oktober rauch,

Januar flau.

Auch die Vogelwelt, ihr Thun und ihr Lassen ist äußerst einflußreich auf die Gestaltung des Wetters. Nach folgendem Spruch wird es früh kalt:

Halten die Krähen Konviolium,

Sieh dich bald nach Feuerung um.

Oktoberschnee gehört ja eigentlich an und für sich zu den Seltenheiten; doch auch für diesen Ausnahmefall sagt eine alte Bauernregel, die entschiedene Beachtung verdient:

Fällt der erste Schnee auf gefrorenem Erd,

Dann gute Ernte wiederkehrt.

Hoffentlich bewahrheitet sich dieser Spruch nicht für den diesjährigen Oktobermonat.

Eine andere Wetterregel bringt folgende Prognose in einen Reim zusammen:

Spät noch Rosen im Garten,

Läßt den Winter warten.

Im allgemeinen hat der Landwirt den Oktober lieber mild und warm, als früher Schnee, Reif und Frost.

Ein Herbst, der warm und klar,

Ist gut für's kommenden Jahr.

Schon der Winterjaat halber darf der Boden nicht zugefroren sein.

Ist die Krähe nicht mehr weit,

Ist's zum Säen hohe Zeit.

Besonders milde Oktobermonate treiben mitunter noch eine zweite Blüte, allerdings eine Seltenheit, die nicht oft eintritt:

Baumblüten, die im Herbst kommen,

Haben künftigen Sommer die Frucht genommen.

Für Raupen und anderes Ungeziefer des Oktobers ist jedoch ein früher Frost das sicherste Vertilgungsmittel:

Nichts kann mehr vor Raupen schützen,

Als Oktoberreis in Pfügen.

Auch zwei Bierzeiler mögen hier ihre Stelle finden. Der eine lautet:

Hält der Wein die Blätter lange,

Ist mir um späten Winter bange.

Ist im Herbst das Wetter hell,

Bringt es Wind im Winter schnell.

Der andere heißt:

Scharren die Mäuse tief sich ein,

Wird's ein kalter Winter sein;

Und viel härter noch,

Banen die Amseln hoch.

Auch Meister Lampe, muß buchstäblich sein Fell für die Wetterprognose hergeben:

Ist recht rauh der Nase,

Dann frierst Du bald an der Nase.

In einem anderen Spruche heißt es gleichfalls von Freund Langohr:

Trägt's Häuschen lang sein Sommerkleid,

So ist der Winter auch noch weit.

Von den Sümpfen und ihrem Einfluß auf das Wetter handelt ein anderer Reim:

Wenn im Moor viel Ferkel stehen,

Bleibt das Wetter lange schön.

Auch die Kalenderheiligen haben im Oktober, ebenso wie in den anderen Monaten ihren

Einfluß auf die Witterung, was die folgenden Sprüche beweisen sollen:

Simon und Juda

Bringen den ersten Schnee.

Diese beiden Heiligen können überhaupt nicht ernst genug genommen werden:

Wenn Simon und Juda vorbei

Rückt der Winter herbei.

Sogar die heilige Ursula nimmt Bezug auf die beiden kalten Winterboten:

An Ursula muß das Kraut herein,

Sonst schneien Simon und Juda drein.

Mit dem St. Lukasstag hält in unseren Breiten der Winter gewöhnlich seinen Einzug; von diesem Tage sagt man auch:

Am Lukasstag

Sieh den Ofen nach.

Im Oktober hat's auch, selbst in den mildesten Gegenden mit der Sommerweide sein Ende. Am St. Gallustag treibt man das Vieh in den Stall:

Auf St. Gall

Bleibt die Kuh im Stall.

Vom selben Tage gilt auch folgender Wetterreim:

Ist St. Gallustag naß,

Ist's für den Wein kein Spaß.

Der Bauernregeln dürfen hiermit genug aufgezählt sein. Wir wenden uns nunmehr in unserer Monatsbetrachtung zu den anderen Eigenschaften des Oktobers.

Der Name Oktober ist ja eigentlich lateinisch und bedeutet „Achter Monat“. Der deutsche Name dieses Monats ist „Weinmonat“. Der Oktober ist reich an den mannigfaltigsten Volksfitten, da in seinen Verlauf, je nach Gegend und Volksscharakter, gewöhnlich die Kirchweih- und Kirchmesse fallen. Auch die alten Römer feierten in diesem Monat — und zwar an dem 3. eine Art Erntefest, bei dem das Oktoberpferd eine Hauptrolle spielte. In diesem Feste wurde nämlich das Pferd, welches kurz vorher beim Marswettrennen gesetzt hatte, auf dem Marsaltar an der Appischen Straße ob frugum oventum (zum Gedeihen der neuen Ausaat) geopfert. Das Haupt des Opfers war gewöhnlich mit einem Kranz frischer Brote geschmückt. Um dieses Haupt aber entspann sich ein Kampf zwischen zwei Stadtquartieren. Der Sieger in diesem Kampfe konnte das erbeutete segensbringende Haupt an einem in seinem Stadtteil gelegenen Gebäude annageln. Mit dem Schwanz des Opfertieres trünfelte man frisches Pferdeblut auf den Altar der Vesta. Diejem Brauch, der sich in Variationen fast in ganz Europa verfolgen läßt, liegt eine uralte arische Sitte zu Grunde.

Astronomisch betrachtet ist der Oktober der Monat, in welchem die Sonne in das Zeichen des Skorpions tritt. Zwei wichtige Himmelserscheinungen finden in diesem Monate statt. Am 31. Oktober stellt sich eine partielle Sonnenfinsternis ein, die in Deutschland sichtbar sein wird, da sie vormittags 7 Uhr 5 Minuten beginnt und 8 Uhr 23 Minuten endet. Der 17. Oktober bringt eine totale Mondfinsternis, die nur in Westeuropa, Afrika, im atlantischen Ocean, an der Ostküste Australiens und in Nordost-Asien beobachtet werden kann. Was die einzelnen Planeten anbelangt, so ist Merkur Ende des Monats früh morgens etwa eine Viertelstunde lang sichtbar. Venus ist nur in der ersten Oktoberhälfte zu beobachten. Mars geht bald nach Mitternacht auf. Jupiter und Saturn sind zeitig am Abend am südlichen Sternhimmel zu suchen. Uranus bleibt während des ganzen Monats unsichtbar. Die einzelnen Mondphasen fallen folgendermaßen: 1. Oktober Neumond; 9. Oktober erstes Viertel; 17. Oktober Vollmond; 23. Oktober letztes Viertel und 31. Oktober wiederum Neumond.

In meteorologischer Hinsicht ist der Oktober der rechte Herbstmonat. Schon die mittlere Monatsstemperatur in den einzelnen Städten giebt hierfür die beste Uebersicht; Hamburg 9,1°; Berlin 9,4°; München 7,9°; Karlsruhe 9,7°; Stuttgart 10,1°; Prag 9,8°; Wien 10,4° und Basel 9,8°. Die Prognose, die der hundertjährige Kalender stellt,

ist nicht gerade eine erfreuliche. Nach ihm haben wir vom 2. bis zum 9. Regen zu erwarten, der 10. und 11. ist klar, vom 12. bis zum 16. setzt hinwiederum trübes Wetter ein; 18. bis 26. geht es weiter in Regen und Nebel, um den Rest des Monats dem Froste zu überlassen.

Wetterprophet Falb hält für den Oktober, in Bezug auf die vorhergehenden Monate, das alte Wort für gültig „Fortsetzung folgt.“ Oktobercharakteristikum im großen und ganzen: Regen, kühle Witterung und Regen. Eine Ausnahme von dem nasskalten Wetter dürfte nur um den 10. herum eintreten. Besonders stark aber wird der Schluß des Monats an Niederschlägen sein. Wenn man vom 2. und 16. Oktober absteht, treten kritische Tage, selbst untergeordneter Art, so gut wie garnicht auf. Habe nicht erhofft wenigstens vom ersten Drittel des Weinmonats eine kleine Herbstschädigung für den verregneten Sommer. Sonst aber klingt auch seine Prognose recht pessimistisch, denn er kündigt sogar für den Schluß des Monats einen ziemlich tiefen Thermometerstand an.

Für den Landwirt beginnt mit dem Oktober die Zeit der Winterausfaat. Roggen und Weizen sind zu säen, die Stoppelfelder zu pflügen und Dünger für das nächste Jahr zu fahren. Die Weinlese ist nun in vollster Blüte. Das Vieh darf nun nicht mehr auf lockeren oder feuchten Wiesen weiden, sondern ist langsam in die Winterstallungen zu treiben. Im Gemüsegarten ist das Grün für den Winter in Töpfe zu pflanzen, die Kohlförten sind, bis auf Grünkohl und Rosenkohl einzuheimsen. Die Spargelbeete sind umzugraben und zu düngen; auch beginnt man jetzt am besten mit der Anlegung des Komposthaufens. Im Blumengarten sind die Zwiebelgewächse jetzt ins freie Land einzulegen, Hiersträucher sind zu pflanzen, abgeblühte Blumenbeete frisch zu graben und zu düngen. Im Obstgarten beginne man jetzt mit der Ausfaat der Fruchtterne; auch Bäume und Sträucher kann man jetzt am besten verpflanzen. An den Obstbäumen selbst suche man jetzt die Raupennester ab und bringe Klebegürtel an. Für den Jäger sind jetzt Hirsche und Damwild gesperrt; der Angler hat die Forelle und den Lachs zu schonen. Der Bienenwirt schließlich verengere die Fluglöcher, verhüte Räuberereien und sammle den überflüssigen Honig ein.

Sobiel über den Oktober, mit dem die schöne Jahreszeit in unseren Breiten den Abschied zu nehmen pflegt.

Erntedankfest.

Novellette von Käthe Lubowski.

„Fröhen, se sin nu alle dor — und wille'n't Hoch utbringe“, — sagte der alte Hofmeister Vielle bereits zum zweiten Male mit lauter Stimme, doch die hochgewachsene Frauengestalt, die finsternen Gesichts, auf die Pracht der Verbienen und Georginen starrend, am Fenster lehnte, achtete nicht auf ihn. Da trat er näher, verlegen die Mähe zwischen den braungebraunten, schwieligen Händen drehend und in den ehrlichen Augen, die seit vierzig Jahren nach dem Rechten auf Rittergut Bälzow gesehen hatten, einen feuchten Schimmer. „Kommen's man — t'is allens ejol — und für jed' Wun giv't nen Plaster.“

Da ging's wie ein Erwachen durch das starre, weiße Frauengesicht . . .

„Wenn man die Wunde allein verschuldet hat — so heißt das Plaster Strafe, und meine Strafe ist, daß ich heimatlos bin.“ . . .

Der Alte räusperte sich verlegen: „St weit — dat ik den Roman ne seggen schall — aber hüt nenn ik em do . . . wenn Se den Inspektor Braun beholden hadd'en — dunn — brukt'n's hüt nich Plaz to maken . . . denn en Fruchens Hand is blod gaud — wenn en Mannesjust hinner er rocht — süster dögt's nicht.“ . . .

Urula von Walden blickte ihn fest an.

„Geht jetzt hinans, Hofmeister“, sagte sie streng, „und meldet den Leuten, daß ich in wenigen Minuten bei ihnen wäre!“ — Mit einem linkschen Krachfuß schob sich der Alte zur Thür hinaus. Vielleicht war's Unrecht von ihm, daß er sie auch noch quälte, wo sie alle drängten — aber hören mußte sie's von einem, und er war der Nächste dazu. Damals als der Herr Vater zur Ruhe gegangen war und sie das Gut durchaus behalten wollte, war der Inspektor Braun zu ihrer Unterstützung gekommen. Die Leute hatten gern nach seinen Befehlen gearbeitet, weil er ein gutes Verständnis für ihre Fähigkeiten und einen durch nichts bestechlichen Gerechtigkeitsinn besaß. . . . Nur sie, — Urula von Walden, hatte sich seinen Anordnungen nicht fügen mögen; die Ausschlaggebende war und blieb sie. Mit Stirnrunzeln hatte es von ihrer Seite begonnen, um mit verlegenden, harten Worten, die ein Zurückweisen in seine Stellung als ihr Untergebener enthielten, zum Ende zu kommen. Der feste Charakter des stolzen Mannes aber war nur gewohnt, sich der Kraft und Erfahrung, die über ihm stand, nicht aber der Laune und dem Unverständnis eines Weibes zu fügen. Es hatte damals einen heißen Kampf in ihrem Herzen gegeben — die Liebe zu dem willensfesten, tüchtigen Mann rang mit dem Wunsch des absoluten Herrschenwollens. Aber der letztere hatte gesiegt. So war er denn gegangen. Seit jener Zeit ging es langsam bergab. Wohl saß sie den ganzen Tag zu Pferde und war unermüdetlich tätig, zur rechten Zeit Acker- und Saatbestellung fertig zu haben, aber die jungen, kraftstrotzenden Arbeiter blieben aus, denn sie mochten nicht arbeiten, „wennen Frugensminsch kummendirt“, sie verstanden nur die Sprache des Zwanges und die der sicheren Selbstständigkeit: die unsicheren, heftigen Befehle, die gegeben wurden, um widerrufen zu werden, machten sie unzufrieden. So zog Urula von Walden fremde Arbeiter zur Hilfe heran, trotzige hinterlistige Gesellen, die sonst nirgends Arbeit fanden; mit ihnen flog die gute Sitte davon, und auch die paar alten Familien, die aus Mitleid und Anhänglichkeit ihr „Fröhen“ nicht verlassen, konnten sie nicht wieder holen. Der Acker bekam nicht mehr sein Recht, die Zeiten, wo die Saatsfurchen glatt und gleichmäßig aus dem wehenden Saatenwachstum äugten, kamen nicht wieder. Der künstliche Dünger fehlte, weil niemand Betriebskapital hergeben mochte, und mit der Vernachlässigung kamen die Mizernten. Und nun war das Ende da! Sie mußte gehen und sich ein Stüblein in der Stadt suchen, möglichst hoch und eng, . . . und er . . . zog hier ein. Sechs Jahre hatte er ihrem Schaffen vom Nachbargut, wo er Stellung als Administrator fand, zugehört — und als die Mizernte mit dem Mays die Zinszahlung an die Landwirtschaftskasse zur Unmöglichkeit machte — war er zu ihr gekommen.

„Sie können das Gut nicht länger halten, gnädiges Fräulein“, hatte er ohne Verührung der vergangenen Zeit in seiner kurzen herrischen Art gesagt, „ich biete mich Ihnen als Käufer an.“

„Niemand!“ entgegnete sie heftig, „ich komme schon durch . . .“

„Doch ihn störte das nicht.“

„Also . . . wenn Sie bereit sind, bitte ich um Nachricht.“

Die Sporen klirren zusammen und er geht.

Sie hatte sich vor das Bild des toten Vaters mit dem klugen Gesicht auf die Knie geworfen. „Rate mir, Vater, — hilf . . . ich kann nicht weiter . . . Als ein vorsichtiger Geschäftsmann, der sich vor vierzig Jahren um die Ehre, für Rittergut Bälzow Geld hergeben zu können, gedrängt hatte, die letzte Hypothek kündigte, schrieb sie doch an Braun. Ohne viel Worte war der Kauf erledigt — eine kleine Summe blieb ihr übrig, und jetzt noch die Pflicht, die ihr die schwerste war, „Erntedankfest“. Sie hatte nichts zu danken, und

den Leuten, die im festlichen Aufzuge zu ihr kamen, um für ihr Sprüchlein und Hoch Geld und Bewirtung zu empfangen, mußte sie sagen, daß er sofort hier der Herr sei.

Leise zitterten die Glockenklänge vom Dorfkirchlein durch die klare Oktoberluft, als sie zu der Menge trat. Der Vorarbeiter und die schmucke Hofdirne traten mit den buntgeschmückten Harken vor sie hin und sagten ihren Vers auf — — — „Glück und Segen, — — — Allerwegen — Auf dem Tisch — nen gold'nen Fisch — Gut's Geraten — Vieh und Saaten — Dieses geb' uns Gott.“ —

Urula von Walden trat dicht zu ihnen.

„Ich dank' Euch, Leute für die Wünsche, aber ich brauch' sie nicht mehr; von morgen ab ist der Besitzer des Gutes Herr Braun, mein früherer Inspektor. Und Euch, Ihr Treuen, dank' ich daß Ihr mich nicht verlassen habt; kann ich's Euch auch nicht mit Gold und Gut vergelten, unser Herrgott wird's Euch dereinst lohnen, und auch mein Vater, der Euch lieb hatte.“ . . . Sie kam nicht weiter . . . die Beherrschung der letzten Wochen ist untergegangen in dem Schmerz — sie weint. Hier und da klingt ein Schluchzen aus den Reihen — die Seelenangst und Verzweiflung verstehen die Leute besser, als das tastende Befehlen, das ihnen die Arbeitsfreudigkeit nahm. . . . Der alte Hofmeister tritt vor und sagt ganz leise: „Lot's ma, Fröhenken, vel wart' woll nich sin, wat se mitnehme, over uns' Leitw und uns' Hart, da titt mit ehr, un — t' is of wat wert.“

Sie nickt und geht langsam ins Haus, nimmt mechanisch die Schlüssel, um den letzten Rundgang durch die Ställe zu machen, ehe er kommt und sein Recht begehrt! Im Pferdestall kloft sie ihrem Reitpferd, das auf drei Weinen stehend, tranrig den Kopf senkt, den schlanken Hals. „Adieu — Kamerad —“ sagte sie tonlos, und legt ihre Wange an sein seidenes Fell. „Wir haben beide das beste gewollt; Du wolltest über den Graben, und ich über alle guten Ratsschläge hinaus, und beide kamen wir nicht ans Ziel . . .“

Nur er mit seinem trotzigem Kraftbewußtsein — das sie an ihm liebte — vielleicht, weil es ihr abging! Nein, nicht darum — die ganzen sechs Jahre war nichts weiter als ein Sehnen in ihr gewesen nach einer Stunde, in der sie ihm alles geben konnte — Gut, Befehlen — und sich selbst. Nun war das Sehnen gestorben, und auf dem Grabe blühten Reid und Haß gegen sich selbst. Als sie aus den Ställen ins Freie trat, kam ihr seine hohe, schlanke Gestalt entgegen.

Sie sah ihn fest in die Augen und zwang sich zu einem Lächeln. „Ich bin bereit zum Gehen“, sagte sie.

„Darf ich Sie vorher noch um eine Unterredung bitten“, fragte er.

Sie nickte und folgte ihm.

Als sie sich in dem hohen Arbeitszimmer gegenüber saßen, und mit ruhiger Sachlichkeit die kleinen Schulden an Kaufleute und Handwerker von der Anzahlungssumme, die ihr zufiel, abgezogen hatten, begann sie mit leiser Stimme: . . .

„Ich hab' noch ein Schuldkonto, was nicht ausgeglichen ist; ich möchte Sie um Verzeihung bitten wegen meines Verhaltens von damals, nicht“, fuhr sie hastig fort, „weil die Not mich klein und weich gemacht hat, sondern weil ich einsah, daß ich im Unrecht war.“ — Er sprang von seinem Sitze und trat nahe zu ihr.

„Hören Sie meine Antwort: die Gutsherrin von damals, die eigeninnig auf ihren Willen beharrend, sich und ihr Vermögen zu Grunde richtete, liebte ich, ohne sie zu begehren. Die Urula von Walden von heute, die Weib geworden ist, und der ich nötig bin zum Leben, die begehre ich heute zu meinem Weibe, weil sie meine Liebe verstehen wird.“

Urula sah totenblau zu ihm auf. „Auch das noch“, flüsterte sie wie ein Hauch — — „das Schlimmste — — Mitleid von Ihnen.“

Er neigte sich zu ihr und nahm sie in seine Arme, ganz fest, als wollte er sie niemals wieder freigeben.

„Behr' Dich, Mädel, wenn Du magst, und sage „nein“, wenn Du kannst, so lieb, wie ich Dich hab' wird Dich niemals ein Mann nach mir haben können, und so, wie Du mich liebst, schon damals im Anfang, liebst Du keinen wieder.“

Sie sah unter Thränen zu ihm auf. „Hans,“ schluchzte sie, „Du bester, einziger Mann, — Du hast recht, — so lieb' nie wieder. . . .“ Da kniete er vor ihr und barg seinen Kopf in ihren Schoß. „Hier bin ich Dein Diener, Liebling,“ sagte er, glücklich, „da draußen aber Dein Herr.“ Sie nickte und schmiegte sich fest an ihn. Unter dem Fenster zogen mit fröhlichem Gelächter die Burtschen und Mägde vom Festessen vorüber. Da sprang er empor und riß den Flügel weit auf. „Kommt her, Leute, und wünscht uns Glück. Euer Fröhen ist meine Braut.“ Und die Mägen flogen von den Köpfen, und die Frauen weinten heimlich in ihre Schürzen. Ganz leise und schüchtern, allmählich zur jubelnden Fülle anwachsend, klang's aus dem Reigen das Erntelied gläubiger Herzen:

Ruh danket alle Gott!

Im Löwenkäfig.

Humoreske von Franz Kurz-Elshelm.

Ferdinand — Ferd, wie ihn seine Kommilitonen kurzweg nannten — hatte mal wieder kein Geld. Das kommt ja bei einem so lockeren Bruder Studio, wie er einer war, nun häufiger vor. Aber niemals hatte er das so drückend empfunden, wie diesmal. Zunächst wollte Onkel Ernst, der Vaterstelle an ihm vertrat, nichts mehr herausrüden. Er gebe ihm monatlich einen sehr hübschen Bagen und mit dem müsse er unter allen Umständen auskommen, hatte er am letzten Erben gesagt. Das war erst vor 8 Tagen. So'n Manichäer. Dann hatte am nächsten Mittwoch die hübsche Marie Ramenstags, der er schon lange gut war, zum Donnerwetter, da durfte er sich doch nicht lumpen lassen, da mußte er sich doch nobel zeigen. Und endlich hatte ihm der Wirt den Kredit gekündigt. Einem Studenten aber den Kneipkredit entziehen, heißt soviel, wie einem Fisch das Wasser fortnehmen. Ist ja nicht hübsch, daß es so ist. Aber es ist nun einmal so.

Eine Stunde hatte Ferd auf seiner Bude gehockt und sich den Kopf zerbrochen darüber, wie er Geld flüssig machen könne. Vergeblich! Darauf hatte er bei drei Freunden ebenso vergeblich Pumpwissten gemacht. Und nun bummelte er ärgerlich durch die Straßen. Auf dem sogenannten Nordplatz der kleinen Universität blieb er stehen. Eine Menagerie war dort aufgeschlagen. Ein mächtiges langes Zelt, geschmückt mit grellbunten Plakaten, die das Auftreten der berühmten Löwenbändigerin Miß Merlitta ankündigten. Die Bilder zeigten eine hünenhafte Frauensperson im Tricot, umgeben von gewaltigen Bestien, die den Rücken aufsperrten und nach ihr schnappten. Einige auch sprangen durch brennende Reifen und im Hintergrunde schienen zwei sogar einen Ringkampf aufzuführen.

Unwillkürlich blieb er stehen und betrachtete die Affichen. Und auf einmal ging ein Schmunzeln um seine Mundwinkel. Ein Geniestreich war durch seinen Kopf gefahren. Ja, so muß es sich deichseln lassen, sagte er sich. Und dann ging er in das Zelt und verlangte den Herrn Direktor zu sprechen und frug ihn, ob er ein gutes Geschäft machen und sich nebenher noch 50 Mark verdienen wolle.

Am anderen Tage brachten die Zeitungen ein großes Inserat und derselbe Text stand auch an allen Anschlagtafeln zu lesen: „500 Mark Prämie demjenigen, der es wagt, neben Miß Merlitta in den Löwenkäfig zu gehen.“

Diese Ankündigung revoltierte die ganze Stadt. Man sprach von nichts anderem als nur von ihr. Am Nachmittag ging Ferd nochmals zu seinem Onkel, um einen letzten

Vorstöß zu unternehmen. Doch der blieb hart und unbeugsam.

„Gut denn“ — rief Ferd pathetisch — „die Folgen auf Dein Haupt!“

Aber Onkel Ernst lachte nur. Glaubt der Junge vielleicht, er würde ihn einschüchtern können?

Als er indessen am andern Tage die Zeitung überflog, wurde ihm doch ein wenig unbehaglich. Er mußte sich nochmals die Brille putzen, um besser lesen zu können. Zwar hatte er schon beim ersten Male richtig gesehen: „Der Studiosus Herr Ferdinand Wenke habe sich gemeldet, um morgen, Sonntag Abend, neben Miß Merlitta in den Löwenkäfig zu gehen, und sich die Prämie zu verdienen.“

Der Onkel rief seine Frau. Die schlug entsetzt die Hände über den Kopf zusammen, als sie hörte, um was es sich handelte. „Was ist denn nur in den Jungen gefahren, daß er sein Leben so leichtsinnig in die Schanze schlägt? Hat er denn den Verstand verloren? So etwas darf die Polizei doch gar nicht erlauben, die Bestien fressen ihn doch rein auf.“

„Ich glaub noch immer nicht dran“ — sagte der Onkel. „Ich mein' noch immer, es müßte sich um einen schlechten Scherz handeln. Ich will doch den Jungen mal herholen lassen.“

Aber „der Junge“ kam nicht. Er ließ sagen, er habe keine Zeit. Er müsse noch ein Werk studieren, wie man in einer Stunde Löwenbändiger wird.

Der Onkel schickte nochmals hin. Was denn der Unsinn zu bedeuten habe.

Das sei kein Unsinn, kam diesmal der Bescheid zurück. Der Onkel wisse, daß er Geld nötig habe. Und da er es ihm nicht gäbe, müsse er es sich eben auf diese Weise beschaffen.

„Aha, 'ne Falle. Aber Du kennst den Onkel schlecht, wenn Du glaubst, er biße an,“ murmelte dieser.

Der Sonntag Abend war da. Die Menagerie war bis auf den letzten Platz besetzt. Die ersten Bänke waren fast lediglich von den Studenten mit Beschlag belegt worden. Der Onkel mit seiner Frau waren natürlich auch erschienen. Auf jeden Fall mußten sie sich doch von dem überzeugen, was da geschehen solle. Und mit gelindem Grauen hörten sie, wie vor ihnen zwei Besucher wetteten, ob Ferd von den Löwen aufgefressen werden würde oder nicht.

Miß Merlitta erschien und führte die üblichen Dressuren vor, wie die Plakate sie zeigten. Nun trat der Herr Direktor auf und verkündete, daß nun Herr Ferdinand Wenke kommen würde, um in die Käfige zu gehen.

Die Studenten begrüßten Ferd mit lebhaftem Händeklatschen. Hoherhobenen Hauptes war er aus dem Verschlage getreten, der als Garderobe für die Löwenbändigerin diente. Jetzt stand er vor dem Käfig und schaute ruhig auf das Publikum.

„Darf ich bitten?“ sagte Miß Merlitta.

Mäuschenhülle wars geworden.

Auf einmal durchbrach diese schier beängstigende Ruhe eine Frauenstimme:

„Ferdinand, geh nicht. Uns Himmelswillen, geh nicht!“

Und gleichzeitig mit dem Rufe war die Tante aufgesprungen. Und da erhob sich, als er sah, daß es doch ernst würde, auch der Onkel und rief:

„Ich dulde das einfach nicht. Ich rufe die Polizei.“

Lautes Lärmen. „Bravo,“ jauchzten die Studenten. „Mund halten!“ scholl es von der Gallerie herunter. Es war ein unbeschreiblicher Lärm.

„Onkel, Du weißt, weshalb ich's tun muß,“ schrie Ferd zurück. „Dich habe ich für alle Folgen verantwortlich gemacht.“

„Was, Du weißt es?“ begann die Tante nun mit ihrem Manne zu disputieren. „Du

kannst es am Ende gar verhindern und thust es nicht?“

Die 500 Mark wollte er von mir haben,“ gab der Onkel zum größten Ergötzen der Anwesenden etwas kleinlaut zu.

Und um dieser lumpigen 500 Mark willen schickst Du ihn in den Tod? Pfui, Du Rabenonkel. Auf der Stelle sagst Du ihm, daß er sie haben kann —“

Und das Publikum begleitete diesen Disput in seiner Weise und amüsierte sich königlich und als Onkel Ernst seinem Neffen zurief, er solle nur draußen bleiben, er werde ihm das Geld geben, da kannte die allgemeine Fröhlichkeit keine Grenzen mehr. Und doch tobte sie noch höher, als Ferd unverfroren frug:

„Auf Ehrenwort?“

Ferd hatte die 500 Mark bekommen. „Run sag' mir mal“ — meinte der Onkel — „wärs Du denn tatsächlich in den Käfig gegangen?“

„Natürlich“ — sagte Ferd. „Ich hätte mir schon geholt. Ich hätte es wie jener Sachse gemacht, der verlangte, daß die Bestien erst herausgeschafft würden.“

Da erst merkte der Onkel, daß er der Gefoppte war.

Initialrätzel.

Amos, Gent, Heß, Ahn, Tanzen, Mir, Adel.

Vor jedes der obigen sieben Wörter ist ein Buchstabe zu setzen, sodas sieben neue bekannte Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben ein europäisches Königreich nennen.

Kreuzrätzel.

1	2	1 2 Stadt in Baden.
		1 3 das Kind vom Kinde.
		1 4 Schwimmvögel.
3	4	3 4 ein indogermanischer Volksstamm

Panträtzel.

Total.
Gotttheit eines alten Volkes.
Einteilungsbegriff.
Gangart.
Türkische Stadt.
Schmachthaste Speise.

Statt der Punkte sind Buchstaben zu setzen, die wogerecht gelesen die beigelegte Bedeutung haben. Von der Spitze ausgehend ist jede folgende Reihe durch Hinzufügung eines Buchstabens unter Umstellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Somonym.

Hoch erhaben, in die Wolken ragend,
Auf ein Paradies hernieder grüßend,
Demantstein auf stolzem Haupte tragend,
Die Bewund' rung Tausender genießend.

Aber bin ich deshalb zu beneiden,
Ich, die eiserne niemals fühl' Erbarmen
Mit den Opfern, die verdammt zum Leiden,
Ja, zum grauen Tod in meinen Armen?

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen 1. einen Monat, 2. Bezeichnung für einen Erlaß des Zaren, 3. ein menschliches Organ, 4. einen Nebenfluß der Elbe.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzrätzel: Vira, Aster, Viter, Bias.
Magisches Quadrat: Rose, Oder, Seni, Erich.
Magisches Dreieck: Samos, Ahab, Rai, Ob f.
Initialrätzel: Arm, Mur, Bug, Num, See, Ath.
Wortumwandlung: Norwegen. Linse, Saone, Barze, Lewal (franz. General), Biene, Hagen, Seele, Henne.

Akrostichon: Pan, Haber, Jbis, Laden, Jda, Paß, Post, Zwan, Nacht, Clog, Kadel.
Geographisches Zahlenrätzel: Bulgarien, Ungarn, Vena, Gran, Auber, Ruegen, Inn, Elbe, Nil. — Bulgarien.

Anagramm: Arabien, Untersberg, Erasmus, Rabalais, Bachstelze, Antilope, Cherbourg, Heribert. — Auerbach.